

Zeitschrift: Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst

Band: 14 (1924)

Heft: 18

Artikel: Vor dem Spiegel

Autor: Thurow, H.

DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-636635>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 20.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Wir erhalten den Eindruck, daß sich der Tote angeblich gegen die Hinwendung der Liebe, die einst ihm galt, auf andere Menschen sträube und damit bestrafe, daß er die „Treulosen“ zu sich holt.

Anders gesagt: die Überlebenden haben ein schlechtes Gewissen, weil sie den Toten vergessen und die Liebe, die sie ihm einst schenkten, auf andere Menschen ihrer näheren Umgebung übertragen. Das schlechte Gewissen wird nun im Sinne einer Projektion in einen außerhalb des betreffenden Menschen stehenden Geist oder Dämon umgewandelt. Im Glauben an einen Dämon bringen es die Betreffenden leicht bis zu Gesichtshalluzinationen: die Geister kommen ihnen tatsächlich vor. Sie sind jedoch nichts anderes, als das eigene schlechte Gewissen, das aber als solches gar nicht bewußt empfunden zu werden braucht.

Aus den spärlichen Berichten über Gebräuche wilder Völkerstaaten oben geht der Beweis so klar hervor, daß keine langen Umwege und Ableitungen gemacht werden müssen. Aber wir meinen, was für die Wilden gelte, das müßten wir in Spuren wenigstens auch bei uns vorfinden. Wir wissen, daß im Emmental und auch anderswo in unserem Vaterlande der Brauch herrscht, nichts im Hauswesen zu verändern, wenn der Vater gestorben ist. „Er fände sonst keine Ruhe und müßte wiederkehren!“ erklärt man uns. Vielerorts wird der Stuhl oben am Tische frei gelassen, man stellt das Gedek hin, wo einst der Vater saß und aß. Man öffnet das Fenster, sobald jemand verschieden ist, aber aus Gründen der Pietät: die Seele soll den Weg in den Himmel finden können. Wir trauen einem Toten bewußt keine feindseligen Absichten gegen die Lebenden zu, wie es die Wilden tun. Aber vergessen wir nicht, daß auch wir einst Wilde waren, und daß Erinnerungsspuren aus jener Zeit in uns durch Vererbung überliefert sein können. Wir wollen uns auch daran erinnern, daß sich in uns neben dem Bewußten noch reichliche weitere seelische Vorgänge abspielen, wie die neuere Psychologie lehrt.

Aus meiner eigenen Erfahrung weiß ich nur ein einziges Beispiel zu erzählen, das ein Gespenst, ein „Toggeli“, als Projektion eines schlechten Gewissens erklären läßt. Den Bericht haben mir zwei junge Mädchen erstattet. Die beiden Schwestern schliefen im gleichen Zimmer. Eines Tages hörten sie vom Toggeli erzählen. Sie fürchteten sich ein wenig und fragten sich am Abend, ob es sie wohl auch besuchen würde. Aber als sich nichts zeigte, beruhigten sie sich wieder. Nun begab es sich, daß eine Freundin von ihnen starb. Die Mädchen gingen bald darnach zusammen an ein Rendez-vous zu einem Jüngling, der zu Lebzeiten auch Beziehungen mit der Freundin (es waren alle Schulfreundinnen) gehabt hatte. Die Schwestern schlichen sich ohne Wissen der Eltern von zuhause fort. Wir dürfen annehmen, daß sie ein doppelt schlechtes Gewissen hatten: einerseits der Verstorbenen und anderenteils den Eltern gegenüber. Sie dachten ganz sicher mit Gefühlen von Angst an die Verstorbene zurück, der sie gleichsam die Liebe des Burschen entzogen und für sich selber beanspruchten. Ein unterdrücktes und darum leises Gefühl von Unrecht bedrückte sie. Aber auch, daß sie der Mutter zuhause nichts mitgeteilt hatten, machte ihnen bange. — Und als sie, heimgekommen, zubette gegangen waren, sahen sie einen weißen Schein angeblich zum Schlüsselloch hereinkommen und waren überzeugt, das sei nun das Toggeli, das sie bedrohe. Sie verkrochen sich unter die Bettdecke und wagten es erst wieder, hervorzugucken, als sie beide schwitzten. Nun blickten sie nochmals hin und sahen eine weiße Gestalt über des Bruders Bett, der im gleichen Zimmer nahe bei der Türe schlief. Sie versteckten sich ein zweites Mal und riefen nach Hilfe. Aber niemand hörte sie, die Decke mochte den Schall ihrer Stimmen dämpfen. Als sie nach einiger Zeit wieder hervorguckten, war die Gestalt verschwunden. Die Mädchen waren überzeugt, das Toggeli gesehen zu haben. Am Tage darauf erhielt die weiße Gestalt zwar ihre Erklärung durch

ein Stück Faulholz, das der Bruder zu sich ins Bett genommen hatte. Merkwürdigerweise — oder eben nicht merkwürdigerweise war es den Mädchen vor dem Rendez-vous-Abend nicht aufgefallen. Und obschon sie es gewesen waren, die am Morgen ihrem kleinen Bruder das Bett gemacht hatten, obschon sie das Faulholz schon kannten, sie hatten, in der Meinung, das Toggeli zu sehen, mit keinem Gedanken an das Holz gedacht. Ihr Verhalten ist gerade so, als ob sie es zuvor verabredet gehabt hätten. Es war ihr nicht bewußtes, oder doch nicht vollständig bewußtes schlechtes Gewissen, das ihnen beiden diesen Streich spielte. Das schlechte Gewissen gegenüber der Verstorbenen und vor allem gegenüber der Mutter.

Indem sie heimlicherweise zu dem jungen Burschen gingen, schenkten sie ihrer Mutter ein Stück Zutrauen, Zuneigung oder Liebe nicht mehr, wie sie es zuvor gewohnt waren. Sie befürchteten wohl, die Mutter könnte ihnen die Zusammenkunft verweigern. Sie entschieden also im Widerstreit der Gefühle für den Burschen und gegen den möglichen Befehl der Mutter. Sie übertraten ein unausgesprochenes mütterliches Gebot, das mußte ihr Gewissen beruhigen.

Wenn wir die Gespensterfurcht und den Dämonenglauben bekämpfen wollen, so erreichen wir mit den sogenannten „natürlichen“ Erklärungen der Gespenster nichts. Einem Menschen, bei dem es uns gelingt, ein Gespenst als eine Glasherbe, eine Fledermaus in einer Konservenbüchse usw. nachzuweisen, ist über seine Gespensterfurcht nicht weggeholfen: er wird bald etwas entdeckt haben, das wir ihm nicht „natürlich“ erklären können, und er wird uns alsdann entgegnen: „Es gibt Dinge zwischen Himmel und Erde, von dem sich unser Verstand nichts träumen läßt!“ Dabei hat er nicht einmal Unrecht: es gibt solche Dinge. Viele davon sind jedoch in uns selber, aber gleichsam neben dem Verstande. Wir müssen die psychologische Wurzel zur Gespensterfurcht aufdeden, wenn wir einen „Gläubigen“ befahren wollen — und das ist meist nicht leicht! Es genügt nämlich dabei nicht, dem Betreffenden zu versichern: „Du hast aus irgend einem Grunde ein schlechtes Gewissen und deshalb siehst du Gespenster!“

Diese Einsichten lassen es uns auch als wahrscheinlich erscheinen, daß die Gespensterfurcht solange bestehen wird, als es Menschen gibt. Denn diejenigen seelischen Mächte oder Kräfte, welche verhindern, daß der Gespenstergläubige den Aufbau seiner Angst erkennt, widerstreben auch einer Auflösung von außen her.

Wenn wir einen Einblick tun in die Sagen und Gespenstergeschichten, die sich das Volk im Laufe der Zeiten gedichtet hat, so staunen wir. Denn nicht nur sind es gleichsam Kunstwerke im Kleinen, sie vertreten meist auch eine wunderbar plastische und edle Moral und einen Gerechtigkeitssinn, der so fein ist wie derjenige unserer Kinder. Das Gute wird belohnt, das Schlechte erhält seine Strafe und geht unter, oder muß geführt werden. Die Einsicht, die derjenige in die Gedankenwelt des Volkes erhält, der über den Gespensterglauben hinausgewachsen ist, macht ihm das Anhören der Geschichten wert und lieb.

Bor dem Spiegel.

Schon wieder ein Faltenwurf um die Stirn...
Und Stopeln wie Binsenkraut!
Du weißt schon, mein Herz, wie alles geht,
Wenn der Nebel durch's Dicicht braut.
Doch schlägst du noch jung und der Blick ist klar —
Nein Spieglein, du magst dich bemüh'n,
Noch heugst du mich nicht, entzagungsvoll
In meiner Asche zu röhren,
Denn Funken sind es, die mich durchglüh'n —
Auch muß ich mich wieder rätsieren!

H. Thurow.